

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 82 (2002)
Heft: 11

Artikel: "Fröhlich sein nützt gar nichts, anpassen muss er sich"
Autor: Lyssy, Rolf / Renninger, Suzann-Viola
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rolf Lyssy

wurde 1936 in Zürich geboren und lebt bis heute in dieser Stadt. Nach einer Ausbildung zum Photographen arbeitete er als Kameraassistent und begann bald darauf, eigene Filme zu drehen. Sein bisher grösster Publikumserfolg sowohl in der Schweiz wie auch im Ausland war die 1978 produzierte satirische Komödie «Die Schweizermacher». Seine beiden aktuellen Produktionen sind Dokumentarfilme: «Eine Liebe zur Chemie» ist ein Fernsehportrait des Chemikers Leo Sternbach, des Erfinders des Valiums; der Film «Schreiben gegen den Tod» erzählt von der Brieffreundschaft zwischen einer Frau und einem Amerikaner in der Todeszelle und wird am 11. Dezember im Schweizer Fernsehen erstmals ausgestrahlt werden. Bekannt wurde Lyssy dem lesenden Publikum durch sein autobiographisches Buch «Swiss Paradise», in dem er sich mit seiner jüdischen Herkunft und einer schweren Depression auseinandersetzt, die ihn zu einem mehrmonatigen Klinikaufenthalt zwang.

«FRÖHLICH SEIN NÜTZT GAR NICHTS, ANPASSEN MUSS ER SICH»

Ein Interview mit dem Filmmacher Rolf Lyssy

1978 eroberte der Film «Die Schweizermacher» die Kinos. Eine jugoslawische Balletttänzerin, ein italienischer Kuchenbäcker und ein deutscher Psychiater mit seiner Ehefrau werden von einem Zürcher Einbürgerungsbeamten und seinem Assistenten belauscht, beobachtet und bis in ihre guten Stuben verfolgt. Die Persiflage auf die Formalitäten der Gesinnungsprüfung von Ausländern, die gerne «richtige Schweizer» werden wollen, war ein grosser Erfolg. «Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Verhältnissen lassen sich nicht ganz ausschliessen», so die Ankündigung des Regisseurs Rolf Lyssy im Vorspann zu seiner Komödie. Wir sprachen mit Rolf Lyssy über seine Einschätzung der Schweizer Verhältnisse, knapp 25 Jahre nach der Premiere seines Films. Das Interview führte Suzann-Viola Renninger.

Herr Lyssy, «Der Ausländer soll deshalb auch begreifen, dass in unserem Land sozusagen jeder Lebensbereich durch irgendein Gesetz, eine Verordnung oder Vorschrift geregelt ist und dass er sich daran zu halten hat, auch wenn es nur darum geht, im Tram aufzuschliessen, keine Wäsche an das Fenster zu hängen, dem Arbeitskollegen nicht ohne fremdenpolizeiliche Bewilligung die Haare zu schneiden, nicht im Bahnhof herum zu stehen, Postleitzahlen anzubringen, Trambillette nicht auf die Strasse zu werfen, in der Bar nicht zu rauchen, wo dies untersagt ist, die Fussgängerstreifen zu benutzen und keine Äpfel zu stehlen», so zitiert zu Beginn des Filmes ein Zürcher Kantonspolizist aus einer offiziellen Schrift der Einbürgerungsbehörde. Wie halten Sie es aus in der Schweiz?

Ich liebe die Schweiz und die Menschen hier. Ich finde, Zürich ist eine tolle Stadt. Sie kann einem zwar manchmal furchtbar auf den Wecker gehen. Aber ich möchte an keinem anderen Ort leben, es ist einfach wunderschön.

Mehr als eine Million Schweizer besuchten 1978 Ihren Film, monatelang war er im Programm. «Die Schweizermacher» gilt als der erfolgreichste Schweizer Film aller Zeiten. Wie erklären Sie sich den Erfolg?

Ich habe mit dem Film die Wahrheit im Kern getroffen. Offensichtlich sind die

Schweizer kein trockenenes, humorloses Volk und sehr wohl in der Lage, sich über die Unzulänglichkeiten im eigenen Land zu amüsieren. Der Film war eine Art Aufklärung, die über das Lachen funktioniert. Nur einige Leute aus der rechten Ecke waren ziemlich böse. Ich hatte Hakenkreuze am Briefkasten und erhielt einige anonyme Botschaften.

Haben Sie Ihre Filme mit dem Ziel gedreht, politisch etwas zu verändern?

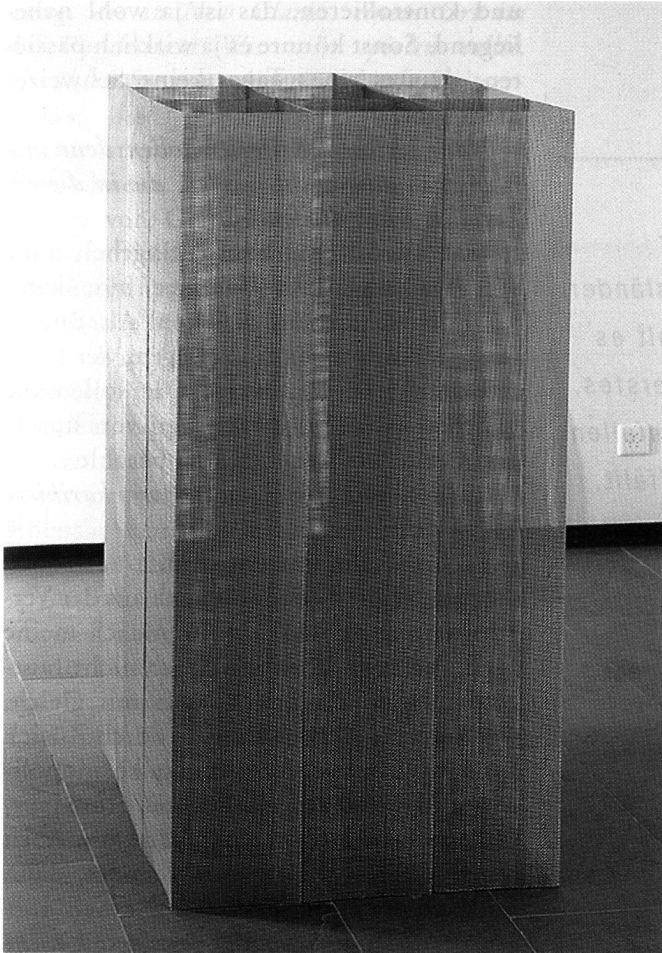
Meine Filme habe ich nie gemacht, um die Welt zu verändern. Ich wollte, dass die Leute ins Kino gehen und danach nicht das Gefühl haben, das Geld für das Eintrittsticket sei für die Katz gewesen. Das stand am Anfang meiner Berufsethik.

Eine durchaus kaufmännische Einstellung.

Nicht nur, ich will den Zuschauern auch etwas mitgeben, sodass sich ihr Denken verändert – das gelingt mir mal mehr, mal weniger. Dass mit «Die Schweizermacher» ein Film entstanden ist, der eine politische Dimension hat und dazu noch eine Komödie ist, das habe ich nicht erwartet.

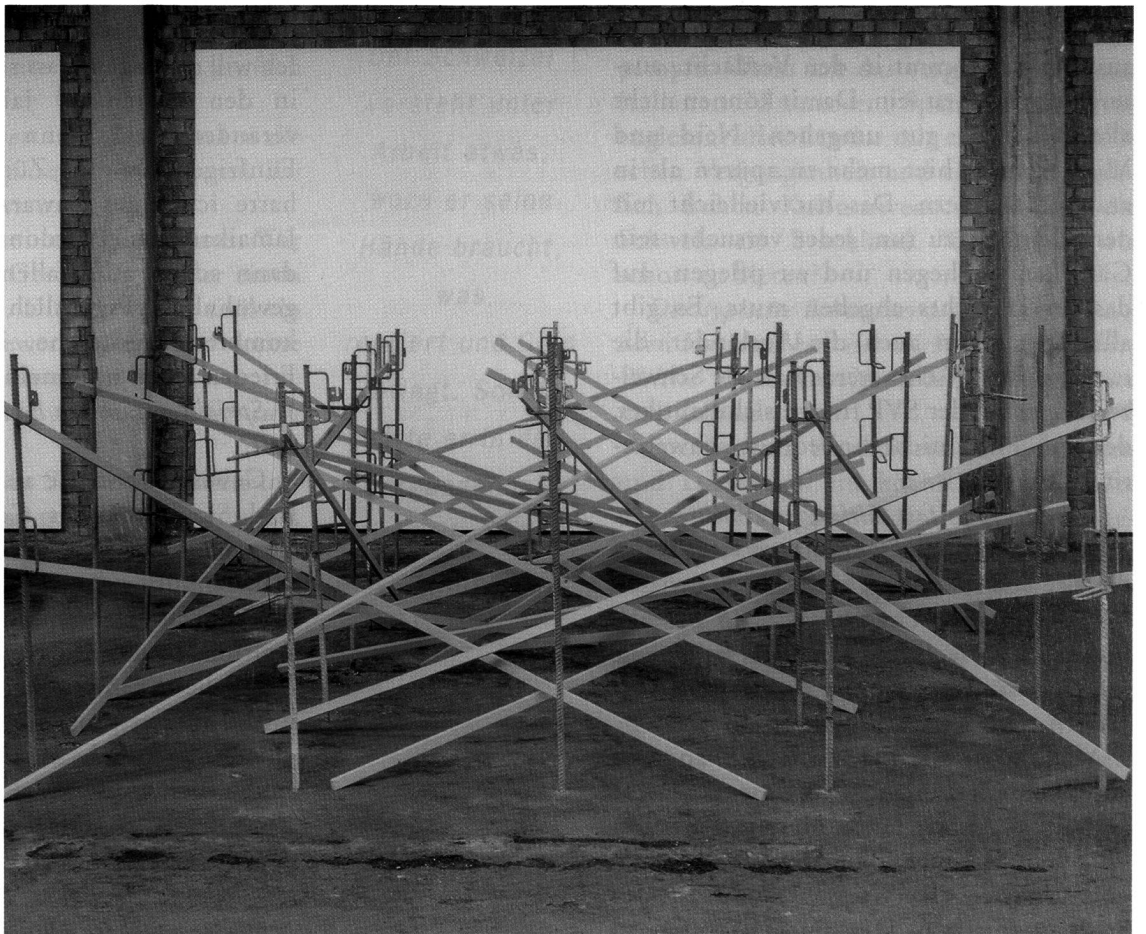
Die Inspiration für Ihre Filme erhalten Sie oft aus der Tagespresse. Welche Meldung gab den Anstoss für «Die Schweizermacher»?

Ich las im «Tages-Anzeiger» eine Reportage über einen Leumundsberichterstatter, also über einen Kantonspolizisten, der zu



Lucie Schenker, «Farbraum IV», 145 x 74 x 74 cm,
Drahtgewebe verzinkt, einseitig gespritzt.
Photo: Stefan Rohner.

Lucie Schenker, «Grün vernetzt»,
350 x 430 x 135 cm, Stahlstäbe,
Holzstäbe bemalt.
Photo: Stefan Rohner.



den Einbürgerungskandidaten geht. Das hat mich sehr amüsiert, ich wusste das vorher gar nicht. Ich dachte, das ist ja eine unglaubliche Geschichte. Da kommt jemand nach Hause und guckt, wie schweizerisch man ist. Ich musste dann gar nicht mehr viel recherchieren. Pedanten gibt es überall, das ist nichts typisch Schweizerisches.

Was interessierte Sie so an der Thematik der Immigranten und Aussenseiter?

Mich reizen Minderheiten, die sind immer interessanter als die homogene Masse. Ich gehöre durch meine jüdische Abstammung ja selbst zu einer Minderheit. Mein zweites Grundthema ist die Auseinandersetzung des Individuums mit dem Staat. Wir leben in einer Gesellschaft, die sich Regeln und Verordnungen gibt. Man versucht, danach zu leben, aber das funktioniert nicht immer so, wie sich das gewisse Leute vorstellen. In diesem Spannungsfeld sind unzählige Geschichten enthalten.

«Fröhlich sein nützt da gar nichts, anpassen muss er sich», heisst es über den einbürgerungswilligen italienischen Konditor Ihres Filmes. Wie verhält sich ein angepasster Ausländer?

Für einen Ausländer empfiehlt es sich als erstes, nicht aufzufallen. Wer auffällt, egal ob positiv oder negativ, ist bei uns suspekt. Er kommt in den Verdacht, aussergewöhnlich zu sein. Damit können nicht alle Leute so gut umgehen. Neid und Missgunst ist hier mehr zu spüren als in anderen Ländern. Das hat vielleicht mit der Kleinheit zu tun, jeder versucht, sein Gärtchen zu hegen und zu pflegen, auf dass er ja nichts abgeben muss. Es gibt allerdings dann auch die Ausländer, die rasch schweizerischer werden als die Schweizer. Sogar bei der SVP finden sich Politiker, deren Namen nicht unbedingt schweizerisch klingen.

Das klingt ja fast ausländerfeindlich.

Ist es aber nicht. Mich ärgert es, wenn die, die sich assimiliert haben, besser wissen wollen, was ein Schweizer ist.

Hat sich die Schweiz in den knapp 25 Jahren verändert, die seit Ihrem Film vergangen sind?

Man könnte heute noch mal so eine Geschichte erzählen. Das Thema bleibt aktuell, denn wir leben hier im Paradies. Für viele Menschen auf dieser Welt ist es noch immer ein Wunschtraum, in der Schweiz zu leben. Das muss man steuern

.....

Für
einen Ausländer
empfiehlt es
sich als erstes,
nicht aufzufallen.
Wer auffällt,
egal ob positiv
oder negativ,
ist bei
uns suspekt.

.....

und kontrollieren, das ist ja wohl naheliegend. Sonst könnte es ja wirklich passieren, dass es eines Tages keine Schweizer mehr gibt.

Nach welchen Kriterien sollen denn die Menschen ausgesucht werden, die in diesem Paradies leben dürfen?

Man wird Kompromisse eingehen müssen. Da ich nicht Politiker bin, kann ich mich schön zurückziehen. Als Bürger masse ich mir nicht an, zu sagen, wer kommen darf und wer nicht. Das sollen die Politiker machen, die werden von uns ja dafür mit den Steuergeldern bezahlt ...

... um dann von Filmemachern karikiert zu werden?

Richtig. Unterm Strich bin ich doch sehr privilegiert. Ich kann mich aus der Verantwortung stehlen. Und wenn ich meine Meinung sage, dann werde ich nicht rausgeschmissen. Eigentlich ist es mir gleich, wer kommt. Wenn ich heute durch Zürich spaziere, dann geniesse ich die kosmopolitische Atmosphäre; alle Rassen, alle Hautfarben sind vertreten, das gefällt mir. Auch wenn ich durch New York flaniere, dann find' ich das einfach toll.

Das heisst: Zürich unterscheidet sich nicht mehr von New York?

Nein, das nun doch auch wieder nicht. Ich will nur sagen, dass sich das Strassenbild in den letzten 40 Jahren ganz massiv verändert hat. Wenn ich mich an die Fünfzigerjahre in Zürich erinnere, da hatte ich eine schwarze Freundin, eine Jamaikanerin; Potzdonnerwetter, das ist dann schon aufgefallen, das war aussergewöhnlich. Eigentlich ist mir egal, wer kommt. Hauptsache, ich kann hier in Frieden leben und meine Arbeit machen.

Spricht daraus ein Bedürfnis nach Sicherheit?

Gewiss. Wenn Sie aus dem Haus gehen und Sie haben das Gefühl, Sie werden an der nächsten Ecke niedergeschlagen, beraubt oder verhaftet, dann ist das dramatisch. Der Ruf nach Sicherheit ist legitim. Doch wie weit soll die Sicherheit gehen? Eine freiheitliche Gesellschaft und hundertprozentige Sicherheit ist ein Widerspruch in sich. Wer in einer freiheitlichen Gesellschaft lebt, der muss akzeptieren, dass es Sachen gibt, die aus dem Sicherheitsnetz fallen.

20 Jahre nach der Premiere von «Die Schweizermacher» pflanzen Sie eine Fortset-

zung, die in New Glarus, einem Ort im US-Bundesstaat Wisconsin spielen sollte. Erzählen Sie von «Americas Little Switzerland».

Das ist ein witziger Ort mit rund 2000 Einwohnern. Er wurde vor ungefähr 170 Jahren von Glarnern gegründet, die aus wirtschaftlicher Not ausgewandert sind. Dramatische Geschichten, da könnte man eine ganze Reihe von Filmen daraus machen. Die Glarner haben in Wisconsin eine Gegend gefunden, die an die Schweiz erinnert, hügelig, sehr schön. New Glarus ist ein Kaff mittendrin, da hat sich das Schweizerische konserviert. Ich habe ein Ehepaar kennengelernt, die haben noch den alten Dialekt gesprochen. Es ist hoch spannend, was da passiert. Einerseits eine Vermischung, andererseits Reminiszenzen an die Herkunft. Da wird noch jedes Jahr auf Deutsch und Englisch Schillers Tell und auch Heidi aufgeführt.

«Die Schweizermacher, Teil 2» wurde schliesslich nicht realisiert.

Zur Zeit der Vorarbeiten für den Film lagen schon 25 Jahre Auseinandersetzung mit der Schweizer Filmförderung hinter mir, die eigentlich eine beständige Behinderung meiner Arbeit darstellte. Auch das Drehbuch funktionierte nicht richtig. Das zermürbt. Ich konnte irgendwann einfach nicht mehr.

Welche glücklichen Umstände machen die Schweiz zu einem paradiesischen Land, das so viele Immigranten anzieht?

Erstens gab es keinen Feudalismus. Wir hatten in unserer Geschichte weder einen Adel noch Könige. Die Schweizer sind ein Bauern- und Gewerbevolk, das keine fremde Herren duldet.

Das hört sich wie eine Einleitung zum Tell-Mythos an.

Ja, natürlich. Die Schweizer waren immer auf sich selbst gestellt. Sie wussten, wir wollen und können niemandem anderen vertrauen, wir müssen wehrhaft und wachsam sein, und das ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Sie waren Bauern und Handwerker, die sich auf ihre Hände verlassen haben und hartnäckig waren. Doch weil es keine Könige gab, gab es auch keine grossen Architekten, Maler und Bildhauer, die phantastische Paläste, Gärten und Alleen bauten. Die Schweizer

hatten daher nichts zum Anschauen, nichts zum Imitieren und zum Variieren. Es gab das Bauernhaus und die Felder. Dann hatte man noch die Bürgerhäuser; alles nichts im Vergleich etwa zu den architektonischen Leistungen der italienischen Renaissance. Ausserdem hat die Schweiz keinen Meeranrösst. Die See macht kulturell, sie verführt einen, in die Welt hinauszugehen. Nehmen wir etwa die kleinen Länder mit einer tollen Filmproduktion, die Dänen, die Schweden, die Belgier, die Holländer, die Norweger, auch noch die Finnen, das sind alles Länder mit Feudalherrschaften und mit Seefahrern.

Und wie ist das Binnenland Schweiz dann zu seiner Kultur gekommen?

In mühsamen Prozessen. Man kann ja nicht sagen, der Schweizer sei ein kulturloser Mensch. Ich weiss nicht, in welchem Land es mehr Musikgesellschaften, Gesangsvereine und Turnvereine gibt als hier. Doch die Kultur beschränkt sich immer nur auf das Kleine. Der Schweizer versteht unter Arbeit etwas, wozu er seine Hände braucht, was rentiert und Geld bringt. Sonst hätte er in der Vergangenheit nicht überleben können. Künstler konnte man da nicht brauchen, die machten scheinbar Sinnloses. Unsere jetzige Kultur ist aufgepflöpft. Wenn ich das vergleiche mit den Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen, alles Länder mit einer feudalistischen Vergangenheit und einem unglaublich hohen Kulturniveau, dann ist die Schweiz ein Brachland. Was haben wir schon zu bieten?

Der typische Schweizer ist also ein Bauer oder Handwerker, der nicht zur See fährt. Welche Charaktereigenschaften resultieren nun daraus?

Sparsamkeit, Bescheidenheit, Misstrauen und Diskretion im höchsten Mass. Wer über die Stränge schlägt, der ist im Ungewissen und verloren. Also arrangiert man sich und schaut, dass alles auf einem Niveau bleibt. Das sind die Erfahrungen aus Jahrhunderten. Der Schweizer liebt das Mittelmass. Doch nun, wo immer mehr Fremde ins Land kommen, werden wir uns wohl auch ohne Könige und Meere weiter entwickeln.

Herr Lyssy, ich danke Ihnen für das Gespräch. ♦

.....

Der Schweizer versteht unter Arbeit etwas, wozu er seine Hände braucht, was rentiert und Geld bringt. Sonst hätte er in der Vergangenheit nicht überleben können.

.....